

## Streit um Institutionalisierungsformen der Frauenforschung

Bericht aus Bonn über das Symposium „Frauenforschung und Kunst von Frauen“

1. „Ist es nicht ein herrlicher Rahmen, in dem wir uns hier zusammengefunden haben? Kunstwerke von großer Eindringlichkeit umgeben uns. Welch ein Unterschied zu den üblichen Tagungen, auf denen wir uns sonst treffen! So etwas hat es bisher nicht ge-

geben. Dieses Symposium ist einzigartig.“ – Mit diesen Worten wurde ein dreitägiges Symposium zum Thema „Frauenforschung und Kunst von Frauen“, das vom 16.-18. Februar im Bonner Kunstverein stattfand, von einer der Organisatorinnen eröffnet.

Es war ein demonstrativer Kongreß, dem es um einen repräsentativen Rahmen und, mit einem dichten Vortragsprogramm, eher um eine Präsentation von Ergebnissen ging als um einen Dialog mit den 600 Teilnehmerinnen. Auf die Kritik an diesem Konzept der Repräsentation, Frau Prof. Dr. Rita Süßmuth gehörte u.a. zu den Eröffnungsrednerinnen, antwortete eine der Organisatorinnen: Wir sind eben stolz auf unsere Arbeit und wollen endlich auch einmal weg von defizitären Bedingungen. Organisiert wurde das Symposium von Margarethe Jochimsen, Leiterin des Bonner Kunstvereins, Wissenschaftlerinnen der Universität Bonn, Annette Kuhn, Sigrid Metz-Göckel u.a.

Die Vorträge gaben einen Überblick über das, was Frauen in den letzten Jahren in den Sozial- und Geisteswissenschaften erforscht und entwickelt haben. Dabei lag der Schwerpunkt stärker auf einer Bestandsaufnahme dessen, was es gibt, als auf der Suche nach neuen Impulsen und Perspektiven. Im Programm dünner gestreut waren die Beiträge zur Arbeit der Künstlerinnen.

2. Zentrales Diskussionsthema des Kongresses war die Frage, wie die Frauenforschung und Förderung von Wissenschaftlerinnen stärker zu institutionalisieren sei. Sattsam bekannt ist der 2,3 % Anteil von Frauen an der Professorenschaft. Um Geld und Stellen also ging es und darum, wie man die Forderung nach Förderung durchsetzen kann. Welche Strategien könnten aussichtsreich sein, um an mehr Ressourcen für Frauen zu kommen? Die Zeit sei reif, wurde immer wieder bemerkt. Daß die Zeit nicht nur reif, sondern auch günstig sei, das vertraten die Organisatorinnen des Kongresses, der vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft finanziert wurde. Sie hatten einen Vorschlag vorbereitet, in dem sie ein mit Bundesgeldern finanziertes Zentralinstitut zur Frauenforschung und -förderung forderten. Die Idee sei aus dem Defizit an Kontinuität von Kongressen entstanden. Der Bonner Kongreß sollte der Forderung nach einem Zentralinstitut Gewicht und Nachdruck verleihen.

An dieser wissenschaftlichen Intention entzündete sich jedoch heftige Kritik, die dem Kongreß am zweiten Tag einen völlig anderen Verlauf gab. Studentinnen waren es, die sich den nicht vorgesehenen Raum zur Diskussion während einer eher langweilig verlaufenden Podiumsdiskussion erstritten. Sie forderten Transparenz über den Stand der Vorbereitungen und Diskussionen um ein Zentralinstitut. Im Verlauf der dann im Plenum und später in einer „Arbeitsgruppe Institutionalisierung“ erfolgten Diskussion zeigte sich, daß die Forderung nach einem Zentralinstitut nicht konsensfähig ist. Groß war die Skepsis gegenüber Hierarisierung und Zentralisierung, die den Traditionen feministischer Zusammenhänge widersprechen. Es sei gefährlich, eine die Frauenforschung repräsentierende Institution zu haben, die sowohl über Forschung als auch über die Vergabe von Geldern bestimme. Auf keinen Fall dürfe es eine Institution geben, die definiere, was Frauenforschung sei. Viele Stimmen warnten vor einer Konzentration, denn durch ein Forschungsinstitut auf Bundesebene, mit Bundesgeldern finanziert, könnten bereits existierenden Instituten und In-

tiativen die Gelder entzogen bzw. auf Landesebene Gelder reduziert werden. Es bestehe die Gefahr eines mörderischen Konkurrenzkampfes, den man sich nicht leisten könne. Überhaupt war die Konkurrenz eines der latenten, aber nicht explizit zum Gegenstand gemachten Themen des Kongresses. Ein vehementes Plädoyer gegen Konzentration hielt Karola von Braun (FDP), Frauenbeauftragte des Berliner Senats. Sie sprach sich für die Förderung dezentraler Einrichtungen aus und für die Unterstützung dessen, was es bereits gibt. Hierbei berief sie sich auf in Berlin gemachte Erfahrungen.

Gleichwohl war es unbestritten, daß die Notwendigkeit einer zentralen Koordinations- und Schaltstelle zur Sammlung und Verbreitung von Informationen (zum Beispiel über die Möglichkeiten bei der Beschaffung von Geldern) besteht. Nicht zuletzt spielte dabei das Argument eine Rolle, daß eine zentrale nationale Stelle in der BRD notwendig sei, wenn es 1992 ein Frauenforschungsinstitut der EG in Brüssel gebe. Im Hinblick auf dieses Institut war auch der Vorschlag eines Zentralinstituts gemacht worden. Dazu, wie diese Koordinationsstelle aussehen könnte, gab es verschiedene Vorschläge: Von einer Bundesgeschäftsstelle über einen gemeinsamen Dachverband bis hin zu einem weiblichen Wissenschaftsrat reichte die Palette der Ideen, die nicht ausdiskutiert werden konnten.

3. Jenseits der Institutionalisierungsfrage fiel auf dem Kongreß das eklatant asymmetrische Verhältnis zwischen Kunst und Wissenschaft auf. Die Kunst diene den Wissenschaftlerinnen als Schmuckstück und Ambiente, aber Fragen an die Künstlerinnen hatten die Wissenschaftlerinnen nicht.

Das Bekenntnis zur Interdisziplinarität der Frauenforschung war zwar in aller Munde, aber es wurde nicht in der Bandbreite der dazugehörigen Fragen und Probleme diskutiert. So wurde beispielsweise nicht thematisiert, welche Schwierigkeiten Interdisziplinarität im etablierten Wissenschaftsbetrieb mit sich bringt.

Allen Vorträgen gemeinsam war das Beharren auf dem Geschlecht als zentraler Strukturkategorie – im Gegensatz zu einer Perspektive, die Geschlechterneutralität dort vorgibt, wo diese nicht vorhanden ist. Damit ist Frauenforschung auch immer Wissenschafts- und Erkenntniskritik. Interessant waren die Beiträge, die sich auch auf aktuelle wissenschaftliche Debatten bezogen: das Projekt der Moderne, die französische Revolution und die Definition von Bürgertum und bürgerlicher Gesellschaft. In einem brillanten Beitrag hat die Philosophin Brigitte Weisshaupt gezeigt, daß die Aufklärung einen Vernunftbegriff zugrundelegt, der die Hälfte der Menschheit ausschließt und damit eben nicht vernünftig ist. Die unaufgeklärte Geschlechterdifferenz wirft ihre Schatten auf die Vernunft. Erst wenn die Aufklärung darüber Aufklärung verändert, kann das Projekt der Moderne vollendet werden, das erst dann realisiert ist, wenn Frauen ebenfalls vorkommen, d.h. wenn im Blick auf die kommunikative Idealsituation Frauen einbezogen sind. Ähnliches gilt für die französische Revolution, deren Forderungen nach Freiheit und Gleichheit für das weibliche Geschlecht noch nicht eingelöst sind.

Herausragend war auch der Beitrag von Ute Gerhard-Teuscher, der sich um eine analytische Klärung des Begriffs „Patriarchat“ bemühte und sich der Bestimmung des „bürgerlichen Patriarchalismus“ zuwandte. Hierbei legte sie den Weberschen



Podiumsdiskussion, Symposium Bonn. Von links nach rechts: Sigrid Metz-Göckel, Cornelia Klünger, Anna Oppermann, Ayla Neusel, Marianne Pitzen, Theresia Sauter-Bailliet, Christina von Braun (Foto: Franz Fischer)

Begriff der „traditionalen Herrschaft“ an. Der bürgerliche Patriarchalismus ist das konstitutive Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft; sein Ort ist die Familie. Hier wird das Recht des Mannes über die Frau als „Schutz“, die Arbeit der Frau als „Liebe“ definiert. Heute aber haben wir es mit der Veränderung der Familie zu tun, welche Konsequenzen ergeben sich daraus die Patriarchatsanalyse, fragt Ute Gerhard-Teuscher, Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenerbeit/Frauenbewegung an der Universität Frankfurt. Weit über eine Bestandsaufnahme hinausgehend formulierte sie eine Vielfalt zu bearbeitender Themen.

Weibliche Realitäten sind, durch doppelte Vergesellschaftung, von komplexer Widersprüchlichkeit, so die These von Regina Becker-Schmidt. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Widerspruchsstruktur erfordere einen langen Atem auf kognitiver und emotionaler Ebene. Aber nur, wenn dem Drang nach Widerspruchsreinigung nicht nachgegeben werde, könne die Erforschung spezifisch weiblicher Realitätsformen fruchtbar sein.

Einen Überblick über die Geschichte feministischer Filmarbeit gab Katharina Sykora. Vorgestellt wurden theoretische Ansätze, die beispielsweise die Widersprüche zwischen bildlicher Darstellung, die Frauen entsubjektiviert, und der Lust weiblicher Zuschauerinnen an diesen Filmen erklären. Auch beim Thema Film noch mit theoretischen

schen Überlegungen traktiert zu werden, erregte den Unmut so mancher Zuhörerinnen; sie wollten lieber von der Bilderwelt unterhalten werden als etwas über ihr Funktionieren zu erfahren. Kunst soll eben mit Lust und Entspannung verbunden sein und nicht mit Arbeit.

Meike Baader